

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Lehrling.

Von Fritz Müller (Cammero).

Als ich bei Kramer & Friemann in die Lehre trat, war ich siebzehn Jahre alt und frisch aus der Handwerkschule entlassen worden. Mit einem Zeugnis, das sich gewaschen hatte, wie mein Vormund sagte, als er mich als Lehrling bei der Firma unterbrachte.

Montag früh um 8 Uhr trat ich an. Ein wenig bänglich stand ich vor der Tür. Den Jungensflügel hatte ich schon abgenommen, drehte ihn in meinen Händen und wiederholte mir noch geschwind im Geiste die Regeln der indirekten Wechselarbitrage. Die indirekte Wechselarbitrage war das Schwierigste, was wir in der Schule gelernt hatten, und ich hatte einen „Einsler“ darin. Wer weiß, so dachte ich, wer weiß, vielleicht, daß dich Herr Kramer gleich in der ersten Stunde danach fragt.

Und als ich auf die Treppe brühte, fielen mir noch öfters die sämtlichen Schwefelverbindungen ein. Die sämtlichen Schwefelverbindungen hatte ich in der mündlichen Abgangsprüfung aufzählen müssen. Der Herr Friemann von Kramer & Friemann konnte mir ruhig in den Schwefelverbindungen auf den Zahn fühlen, dachte ich noch — ich hatte ein gutes Gewissen.

Und dann ging die Kante nieder, und ich stand im Kaffaraum von Kramer & Friemann. Menschen rannten hin und her. Türen knallten zu. Geld erklang auf den Marmorbänken vor den Schaltern. Laute, leise Stimmen kreuzten sich in einem Räudel. Ich selber war im Nu hineingewickelt in dies Räudel und hatte keine Ahnung von dem Lauf und Sinne der gekreuzten Fäden.

„Es tut uns leid,“ erlöste eine Stimme, „bei Zuder und bei Angulotti können wir unmöglich mehr als ein Prozent Skonto geben.“

„Wenn Sie meiner Konkurrenz auch liefern,“ lang es von einem andern Schalter, „dann ist nichts mehr von Ihnen beziehen.“

„Weller!“ rief eine tiefe Stimme, „nach in die Buchhaltung mit dieser Auffstellung — nachsehen, ob vorher etwas offen steht!“

„Rrrr...!“ das Telephon.

„Denner, sehen Sie noch, ob die Sultaninen mit Begleiterschein I oder II reisen!“

„Nein, sie sind schon im Dreimonats-Zolllager...“

„Angulotti? Offen stehen? Begleiterschein II? Dreimonats-Zolllager? Ich mache große Augen. Die Wörter drangen auf mich ein wie Feinde. Die Wörter hatten wir ja noch gar nicht in der Schule gehabt! Wie sollte ich da bestehen?“

„Was wollen Sie?“ sagte die dünne Stimme eines biden Menschen mit einem Federhalter hinterm Ohr.

„Ich — ich will mit Herrn Kramer sprechen,“ flötete ich.

„Herr Kramer ist verreist.“

„Dann Herr Friemann, bitte.“

„Herr Friemann ist seit fünfzehn Jahren tot.“

Mein Fühlgang war in meinen Händen in eine rasende Drehbewegung gekommen. Jetzt fiel er zu Boden.

„Tot?“ sagte ich verlegen und machte runde Augen.

„Gewiß,“ ging es spöttisch weiter, „aber deswegen brauchen Sie nicht mehr zu trauern. Ich nehme an, daß Sie nicht wegen eines Kondobeschlusses hier —“

„Herr Deffauer,“ mengte sich hier die tiefe Stimme ein, „sagen Sie dem jungen Menschen keine unnötige Angst ein. Sie könnten doch ungefähr erraten haben, daß dies der neue Lehrling ist, der heute eintritt — nicht wahr, Herr — nicht wahr, Müller?“

„Ja, ja freilich,“ sagte ich und atmete auf.

„Also schön, ich bin der Proturist. Ist recht, daß Sie da sind. Dente, wir kommen gut aus —“

„Gewiß, gewiß,“ sagte mechanisch und eifrig mein Kopf.

Der Proturist lächelte. „Ist gut. Hoffentlich bringen Sie bessere Vorkenntnisse mit, als Lehrlinge so gemeinsam haben —“

Nacken steif, junger Mann, und Augen auf — abieu.“

Er fuhr schon wieder mit dem Aufzug in die Höhe.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Herr Bichlsberger.

„Mein Name ist Müller,“ sagte ich etwas gemessen.

„Da heruntren brauchen Sie net a so hochdeutsch z'reden, Müller — so, und jetzt können Sie glei' anfangen mit die Ultramarinstrangen.“

Ultramarinstrangen? Was war das nur? Davon hatten wir nie etwas in der Schule —

„Aber halten Sie, mit dem Swand, mit dem feinen, können Sie net arbeiten da heruntren. Ziagn' S' n Rod aus — so, jetzt die grüne Schürze — na, na, mei Liaber, die alte — die neue g'heert vorderhand noch mit, wenn S' es verlaub'n — so, und jetzt tuan S' in alle die Strangen da immer fünf Pfund Ultramarinblau hinein, hom S' verlaub'n, Numera Null Null — das Auswiegen können S' doch hoffentlich?“

Ich sah angestrengt auf die Waage.

„Nein, das haben wir nicht in der Schule durchgenommen,“ sagte ich gepreßt.

„Ja, was ham S' denn nacha g'lernt in Ihrer Schul?“ sagte der Kellermeister Bichlsberger respektlos.

Ich sah ihm gerade ins gutmütige Gesicht. Sollte ich dem was von Atomgewichten erzählen und von den Ausdehnungskoeffizienten der Gase?

„Aber da fing er schon an, mir das rasche und genaue Wiegen zu erklären. Einen Papierfad nach dem andern füllte ich. Der fünfte rief blau puffte es mit dumpfem Knall auf den Boden — blau säubte es nach allen Seiten — blau wurde mir vor meinen Augen —“

„Dappete Hand ham S' halt noch a bissel,“ sagte der Kellermeister, und zeigte mir, wie ich zusammenfegen mußte.

„Mitten untern Fegen fiel mir ein: „Dazu also hast du dein Einjähriges gemacht — dazu bist du der Zweite beste im Examen geworden — dazu —“

„A bissel geschwind, Müller, hopp-lahopp, a bissel geschwind — bei uns heruntren wird sei net träumt.“

„Und mein Besen setze, daß es eine Freude war. Nein, daß es eine Trauer war.“

„Bim-bim!“ Es war das Kellertelephon.

„Hier Bichlsberger — was is denn Schö? wieder? Was ham S' g'lagt? Ob die Ultramarinstrangen no' net fertig san? Ja mei, da müssen S' noch a wenig wart'n — der neue Lehrling stellt sich no' a bissel — no' a bissel tramschappert an...“

Das war kein schöner Vormittag. Wenn das so weiterging in meiner Lehre? In soundso viel Stunden soundso viel Tüten mit Ultramarinblau füllen? Dann, als ich endlich fertig war, kam das Ultramarinblau an die Reihe. Und die letzte Stunde vor dem Mittagessen mußte ich Patete schnüren. Es waren lauter Geheimnisse für mich. Ich schwiigte.

„Auf die höheren Schulen heutzutage kriegen die jungen Leit lauter damische Finger,“ begleitete der Bichlsberger meine vertrackten Paketverknötungen. Dann schlug es endlich 12 Uhr.

„Bringen S' heit nachmittag ein ordentliches Arbeitsgehandl mit,“ sagte der Kellermeister. Und ich wünschte ihm noch, wie es sich gebührt für einen gebildeten jungen Mann: „Herr Kellermeister, guten Appetit!“

„Wird nig verchitt,“ sagte er und ging.

Auf dem Flur traf ich einen andern Lehrling. Der war durch meinen Eintritt vom jüngsten Stuhl eine Stufe aufgerückt. Jetzt war ich der jüngste Stuhl. Herablassend kam er auf mich zu und kniff ein Auge zu: „Gehatten — Adolf Sturmbrenner — habe ich die Ehre, mit Herrn Müller, dem neuen — dem neuen Volontär — äh?“ Wie nobel lang dies „Volontär“, und wie gewöhnlich hörte sich der „Lehrling“ an. Und dieser Adolf Sturmbrenner — endlich ein gebildeter Mensch.

Er ging den gleichen Weg mit mir. Hinterm Marienplatz legte er die Hand auf meine Schulter: „Na, Sie werden sich eingewöhnen, Herr Kollege,“ sagte er leutselig, „in welcher Abteilung werden Sie eigentlich?“

„Beim Kellermeister,“ sagte ich kleinlaut.

„Aha, Bichlsberger — bider Prolet — tonbolier, Herr Kollege.“

Und dann wurde er vertraulicher. Er teilte mir mit, daß er bei Kramer & Friemann nur auf dringendes Verlangen der Firma eingetreten sei, daß er das eine schon „beraus habe“: „In dem Hause ist nicht alles, wie es sein sollte. Oder ob das etwa bei einer bedeutenden Firma richtig sei, daß der verstorbenen Inhaber Friemann ein halber Idiot gewesen wäre —?“

„Halber Idiot?“ sagte ich, „woher wissen Sie —?“

„Na, man weiß so manches — übrigens der andere, der Kramer — unter uns — auch nicht viel los —“

„Aber wie kommt es, daß die Firma doch so einen großen Ruf hat? Da sind wohl die Praturisten sehr —?“

„Die Praturisten? Lassen Sie mich aus, Herr Kollege. Der erste Praturist, der Sie heute morgen führte — Muschel heißt er —, ich sage Ihnen: doller Schwachkopf — weiter nichts als doller Schwachkopf...“

Und dann machte er so nach und nach das ganze Haus herunter. Ich wußte nicht recht, das ich denken sollte. Bis es mir einfiel, daß da eigentlich nur mehr der Volontär Adolf Sturmbrenner übrig bliebe, der was taugte, auf dem die ganze Last des Hauses ruhte. Halb zweifelnd, halb bewundernd sah ich ihn von der Seite an.

Schneidig war er, das war wahr. Eine große Kravatte hatte er mit grünen und roten Tupfen drauf, und einen pitzeinen Spazierstock mit einem silbernen, feudalen Griff schwang er immerfort im Gehn.

Ich fühlte mich arg im Hintertreffen ihm gegenüber. Und um nicht ganz hinter seiner überagenden Bedeutung zu verschwinden, schaltete ich ein: „Haben Sie auch mit indirekten Wechselarbitragen zu tun, Herr Sturmbrenner?“

„Massenhoff,“ sagte er, „massenhoff,“ sagte ich Ihnen, seitdem das Schaf von einem Hauptbuchhalter immer diese Böde mit den Effetenzinsen geschossen hat.“

„Effetenzinsen?“ sagte ich erstaunt, „Effetenzinsen kommen doch in indirekten Wechselarbitragen gar nicht vor, Herr Sturmbrenner.“

„Nicht vor?“ Einen Augenblick schien er verlegen zu werden. Aber er hatte sich schnell gefaßt. „Sehen Sie, das ist es ja gerade, daß das diesem Menschen nicht einmal bekannt war.“

Am Nachmittag mußte ich im Keller die Brutto- und Nettogewichte der Sesamölflässer auf einer Liste aufschreiben.

Als das vorbei war, sagte der Herr Bichlsberger: „So, Müller, jetzt müssen S' lernen, wie man die Heringe von die Tonnen in die kleinen Fäßlein umpack.“

„Was?“ sagte ich empört, „Heringe soll ich packen?“

„Ja, Müller, das ist eine von den allerhöchsten Arbeiten, und eigentlich sollten Sie erst in ein paar Wochen drantommen.“ Er sah ganz ehlich und gutmütig aus. Wahrscheinlich, der Mensch glaubte gar noch, daß er mir einen Gefallen täte.

„Geben Sie sich keine Mühe, Bichlsberger,“ sagte ich eifrig. „Heringe packe ich nicht. Hat vielleicht je der Herr Sturmbrenner Heringe packen müssen?“

„Der Sturmbrenner? Nein, der hat nie Heringe gepackt.“

„So — und warum soll ich das tun, und der nicht?“

„Den hat man überhaupt zu nig brauchen können, weil er a — a — a Windhund ist.“

„Bim-bim,“ kam das Telephon.

„Hier Bichlsberger — was is scho? wieder is? So, zum Herrn Muschel soll ich kommen? Jaja, sofort.“

Rasch hatte er die neue grüne Schürze abgelegt, den guten Rod aus seinem Kellertisch genommen und war hinausgefahren. „Miller!“ rief er noch zurück, „Miller, wenn a Bestellung kommt, sag'n S', gleich bin ich wieder da.“

Und dann sah ich neben den Tonnen mit einem zerritterten Herzen. Nein, alles was recht war: Vor sechs Wochen hatte ich noch mit Logarithmen gerechnet, vor sechs Wochen hatte ich noch ein Konto terzo mit Pfund Sterling, Schilling und Pence glänzend gelöst — und jetzt sollte ich Heringe...? Wenn das meine ehemaligen Professoren wüßten! Fast hätte ich geweint vor Zorn und Schmerz. Aber ich biß die Zähne zusammen.

Da kletterte der Aufzug. Der Bichlsberger kam wieder. Aber noch ein zweiter Mann stieg aus. War das nicht der Herr Muschel?

Ja, das war der Herr Muschel. Er grüßte freundlich, aber kumm. Stumm ging er in die hintere Kellerecke, wo die Garbetrobe war. Stumm kam er mit abgelegtem Rod und einer Lederhülle wieder in die Halle. Stumm kniete er sich nieder an den Tonnen und kumm packte er, zusammen mit dem Bichlsberger, die Hische kunstgerecht von einem Fuß ins andere.

Ich weiß nicht, ob es eine Viertelstunde dauerte, ob eine ganze Stunde, ob noch länger. Ich weiß nur, daß ich auch kumm dabei stand, und daß

langsam eine heißbrennende Scham in mir aufstieg und eine neue Erkenntnis von der Tüchtigkeit handwerklicher Arbeit und der Windhundigkeit so mancher Einbildungen.

Und dann hatte der Herr Muschel aufgehört und zu dem Kellermeister gesagt: „So, Herr Bichlsberger, das war eine wahre Wohltat nach der vielen Kopfarbeit.“ Und während er sich seine Hände wusch, nickte er mir noch einmal freundlich zu, der Herr Muschel, und stieg mit dem Aufzug geschwind in die Höhe. An diesem Nachmittag habe ich das Heringepacken kunstgerecht gelernt. Und sogar gepiffen habe ich dabei. Einen Marsch haben wir zusammen gepiffen, der Herr Bichlsberger und ich.

Und als es Abend war und das Geschäft geschlossen wurde, habe ich noch einmal gepiffen. Das war, als der Herr Adolf Sturmbrenner wieder neben mir hergehen wollte und sagte: „Na, Herr Kollege, habe gehört, Sie hätten Krach gehabt mit dem Muschel — machen Sie sich nichts daraus, wenn der tolle Schwachkopf...“

„Nein,“ sagte ich geschwind und scharf, „nein, ich mache mir nichts daraus. Am allerwenigsten aber mache ich mir aus Ihnen, Herr Sturmbrenner. Auf Sie pfeife ich, Sie — Sie Windhund und Sie — Sie Ignorant in der indirekten Wechselarbitrage...“

Das erste Rendezvous der Raiven.

Von Julius Knopfs.

Paula Steinau war seit zwei Jahren beim Theater. Sie spielte nicht nur die Raiven, sondern war es auch noch und zählte aus diesem Grunde zu den größten Paritäten der Deutschen Bühne. Mit ihren neunzehn Jahren und vier Monaten sah sie die Welt noch von der sonnigen Seite an, erblühte in jedem Menschen, also auch in jedem Mann, einen Wahrheitsfreund, dessen Worten unbedingt zu glauben war, und vor allem — sie hatte noch nicht die geringste Erfahrung in Sachen des Herzens.

Sie war reines Sinnes und so düffig, wie nur je ein ideal angehauchter Dichter die Heldin seines Romans erscheinen lassen kann.

Erst nach langem Widerstreben hatte Herr Steinau, der Vater, die Einwilligung dazu gegeben, daß seine Paula zum Theater gehen durfte. Als weiterfahrender Zeitgenosse wußte er, daß für ein junges und hübsches Mädchen — und seine Paula war hübsch — gerade bei der Bühne der schmale Pfad der Tugend so unwegetam, bornensekt und steinig ist, daß so manche Schauspielerinnen vorzieht, ihn zu verlassen.

Aber schließlich, als sein Tochterlein, das den berühmten „unwiderrstehlichen Drang“ zur Bühne in sich spürte, nicht nachließ mit Schmolzen, Bitten, Drängen, sperrte er sich nicht länger dagegen. Er sagte sich: „Steinau, wozu bist du denn da? Du bist wohlhabend, Rentier, unabhängig, zumal als Witwer, und darum wirst du dein einziges Rind schon so betreuen, daß nichts geschehen kann.“

Er war ihr ständiger Begleiter von Beginn ihrer Laufbahn an. Als sie in die entlegene, langweilige, schmutzige Provinzstadt des Deutschen Reiches engagiert wurde, stand er nicht an, ihr zu folgen.

Im zweiten Jahr war ihm sein Aufsticht sympathischer, denn seine Paula wurde von dem Direktor eines besseren Theaters in einer größeren Stadt engagiert, die den für einen Bühnenleiter wertvollen Vorzug besaß, sich einer Garnison zu erfreuen.

Die Offiziere waren ständige Besucher dieses Theaters, teils aus Kunstliebe, teils aus Langeweile.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so hübsche und appetitliche Künstlerin wie Paula Steinau das Interesse der jungen Leutnants erregte. Aber die kleine Paula, das herzige Geschöpf, war unantastbar; sie war rein und keusch, und trotz ihrer holden Unerschrockenheit hätte es des wachsamsten Vaters nicht bedurft, um sie vor den Gefahren der Leidenschaft zu bewahren.

Ständig lehnte sie alle die gemeinsamen schriftlichen und mündlichen Stellidien-Kofferherungen ab, bis sie den Leutnant Döller kennen lernte. Er war ein lecher, eleganter, lebenswüthiger junger Mann, nur ein paar Jahre älter als sie. Er besaß noch die Ideale der Jugend. Wie wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich einem Mädchen in unläu-

terer Absicht zu nähern, und so war es auch nur der Wunsch nach einem stillen Plauderflüschchen mit dem graziosen Geschöpf, als er Paula, gleich nachdem er sie bei gemeinsamen Bekannten kennen gelernt, zu einem Rendezvous bat.

„Morgen nachmittag um sechs, in der Konditorei von Dörmar,“ flüsterete er ihr zu. Und er sah sie so bittend, treuherzig und seelenvoll an, daß sie ihm ihr „Ja!“ zunichte.

Paula war selbstam erregt wie noch nie in ihrem Leben. „Morgen um sechs Uhr!“ schwirrte es durch ihren Kopf, unablässig, mit hartnäckigem Roden.

„Morgen um sechs Uhr!“ dachte sie beim Spielen ihrer Rolle, die glücklicherweise nur klein war, da sie sich sonst unweigerlich verhaspelt hätte. „Morgen um sechs Uhr!“ lächelte sie vor dem Schlafengehen.

„Gute um sechs Uhr!“ jubelte sie, als sie am anderen Morgen in ungewohnter Frühe und mit bedeutender Frigrität aus dem Bett sprang. „Ach, wenn es doch bald sechs Uhr wäre!“ seufzte sie voll Ungeduld beim Mittagsschlaf.

War es doch das erste Rendezvous in ihrem Leben, das erste richtiggebende Stellidien. Denn die Zusammenkünfte, die sie als Badfisch einmal mit einem blaumütigen Preimaner gehabt, die rechneten doch natürlich nicht.

Ihr Herz klopfte vor Freude, ihre Augen strahlten, ihre Wangen rötelten sich, als wenn sie in rotbengalisches Licht getaucht wären. Sie war aufgeregter, als sollte es nicht in die Konditorei gehen, sondern schnurstracks aufs Ständesamt.

Dem aufmerksamen Vater entging die ungewohnte Erregung seines Tochterchens keineswegs. Er hatte eine feine Witterung für die Regungen der Frauenseele, zumal hier, wo es die Frauenseele seiner eigenen Tochter war, und beschloß natürlich, mit doppelter Aufmerksamkeit über seinem Rindlein zu wachen.

Um fünf Uhr erschien Paula im Speisezimmer, um, wie gewohnt, den Nachmittagstasse mit dem Vater einzunehmen. Sie hatte sorgfältige Toilette gemacht und sogar den Brillantdiamant der verstorbenen Mutter angelegt.

„Aha!“ dachte Herr Steinau, sagte aber nichts.

Ungeduldig und nervös rückte sie auf ihrem Stuhl hin und her und sah das hütere verflohen nach der Uhr. Fünf Minuten vor sechs erhob sie sich und griff nach Hut und Jackett.

„Wohin willst du denn gehen?“ fragte Steinau und bemühte sich, eine harmlose Miene aufzusetzen.

„Ins Theater, lieber Vater.“

„Aber das beginnt doch erst um acht Uhr!“

Forchend blickte er sie an, doch Paula ließ sich nicht verblüffen. „Wir wollen zwei Szenen des letzten Aktes schnell noch mal durchprobieren, die klappern noch nicht recht,“ log sie mit sülter Geistesgegenwart, zog den Mantel an und sekte den Hut auf. Herr Steinau tat ein Gleiches.

Verblüfft blieb sie stehen. „Nanu, Papa, wo willst du hin?“

Er bewachte seinen Gleichmut. „Ich begleite dich ins Theater; wollte mit soineto ein hüßchen Bewegung machen.“

Sie versuchte sich der lästigen Begleitung zu entziehen. Was willst du im Theater, Papa? Drin ist die Lust so schlecht.“

„Wo anders ist sie auch nicht reiner,“ lautete die arglistige Erwiderung. Er fixierte sie scharf, Paula wurde abwechselnd blaß und rot, sie lächelte, daß der Papa sie durchschaute hätte und nicht loslassen würde.

Nochmals zog sie die Uhr. Schon sechs! Nun sah der liebe Mensch sicher schon in der Konditorei und wartete mit pochendem Herzen auf sie. Es war in Verzweiflung.

„Papa,“ bat sie, „ach, bitte, laß mich doch allein gehen. Weicht du, gerade jetzt möchte ich mal eine Stunde mit mir allein sein.“

Nun hielt es Herr Steinau an der Zeit, die Karten aufzudecken. Er blickte sie an. „Allein zu sein mit dir — und ihm! Wie heißt der Herr, mit dem du dich treffen willst?“

Der jungen Raiven, die sich so schändlich entlarvt und um das schöne Zusammensein gebracht sah, tollerten die Tränen, ganz ehrliche Tränen, keine Theatertränen, über die jarten, rothgen Wangen. „Ach, Papa — mein lieber, guter Papa — der Leutnant Döller ist so ein netter Mensch — und es ist doch mein erstes Rendezvous. Laß mich doch gehen, schließlich — sie atmete auf, denn ich fiel ein rettender Ausweg ein — „Papa, du kannst ja mitkommen und vor der Konditorei warten, bis ich wieder heraufkomme.“

„Nein, mein Kind — Herr Steinau wartet sich in die Brust — das

ist mit mir nicht zu machen, mich, im wahren Sinne des Wortes, sozusagen als Ehrenwache aufzustellen. Den Gedanken und das ganze dumme Rendezvous schlage dir gefälligst aus dem Kopf.“

Paula, die ihr Spiel verloren sah, weinte stärker. „Ach, Papa, ich möchte doch zu gern hören, was mir der Leutnant Haller sagen wird.“

Zärtlich streichelte Steinau seine jammernde Tochter. „Mein liebes Kind, wenn es weiter nichts ist — ja, was der Leutnant dir sagen wird, das kann ich dir auch und ebenso gut erzählen. Nimm dir mal einen Stuhl und setz dich her.“

Geborham kam sie seinem Verlangen nach.

Nicht umsonst war Herr Steinau Vater einer Schauspielerin, nicht vergessens und nicht ohne Augen hatte er schlechte Romane gelesen und schlechte Theaterstücke gesehen. Und so redete er sich stolz und deklamirte mit einem gewissen Pathos:

„Also, mein gnädiges Fräulein,“ wird er sagen, „Fräulein Paula, ich bereue Sie — ich liebe Sie — Ihr Bild verjagt mich im Wachen und im Traume — nicht mehr leben kann ich ohne Sie. Ich habe keine Ruhe, bis ich nicht aus ihrem süßen Munde gehört habe, daß auch ich Ihnen nicht gleichgültig bin und daß Sie meine Gefühle erwidern. Seien Sie versichert, daß Sie Ihr Herz keinem Unwürdigen geschenkt haben. O meine Liebe, süße Paula — ich darf Sie doch so nennen — jürnen Sie mir nicht — aber wir sind allein — ich muß Sie küssen.“

Und ärtlich, von seinem eigenen Wortschwall hingerissen, beugte sich Herr Steinau über seine Tochter und küßte sie.

Sie wehrte ihn leicht ab. „Aber, lieber Papa, laß das; was habe ich denn von deinen Küssen?“

Ihr Schmolzen rief Herrn Steinau wieder in die Wirklichkeit zurück.

Zu seinem gewöhnlichen Ton fuhr er fort: „Liebes Kind — er streich über den wohlgepflegtesten Schnurrbart — ein Herr, der es eifrig mit dir meint, labet dich nicht zum Rendezvous in die Konditorei ein, sondern läßt sich von dir in das Haus deines Vaters einführen. So erfordert es Anstand, Sitte und Moral.“

Triumphierend blickte er die Tochter an, die ein zerknirsches Gesicht machte. Er war hocherfreut und stieß auf das glänzende Resultat seiner erzieherischen Tätigkeit.

Die kleine Paula hatte sich schweigend die weißen Leiden ihres Vaters angehört, schauspielerte ihrem alten Herrn ein reulges Gemüt vor, dachte sich jedoch ihr Teil und zog die Uhr. Gleich sieben — also für heute zu spät.

Na, morgen war ja auch noch ein Tag, und der Papa schief ja nach dem Mittagessen ein Stündchen, und sie mußte doch, schon der Wissenschaft halber, hören, ob der Herr Leutnant Haller wirklich genau dasselbe sagen würde wie der Papa.

Eine teure Biene.

Man weiß, wie abergläubisch alle Spieler sind, und wer jemals im Kasino von Monte Carlo beim Roulette oder am Trente-et-Quarante-Tisch sein Glück versuchte, hätte Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Es war beim Roulette, als eines Tages die Bank mit noch größerer Beharrlichkeit gewann als sonst und keinem der Spieler ein nennenswerter Gewinn gelingen wollte. Da, plötzlich, bemerkte man eine Fliege, die sich auf den Tisch niederließ und sich gerade auf die Nummer 13, die sich bis dahin als besonders unheilvoll gezeigt hatte, setzte. Die Fliege lebte, sich untereinander verständlich, voll und von neuer Hoffnung belebt. Oben, was für die Spieler das Werk einer kurzen Sekunde. Alle Freier und alle Reichen, die ausbezahl werden, wenn die kleine flüchtige Kugel ihren Lauf auf der 13 beendet, wurden mit Geld förmlich bespachtelt. Und schließlich wagte es ein ganz Weiberzeter, die 13 selbst mit einer ansehnlichen Zahl von Goldstücken zu besetzen. Atemlose Spannung hatte sich aller bemächtigt, und siehe da! das Wunder erfüllte sich! Die 13 kam heraus. Und sie gewann nicht etwa ein einziges Mal, nein, sie gewann dreimal hintereinander. Die Fliege kostete die Bank 125.000 Franken. So erzählt eine Londoner Zeitschrift ihren Lesern. Und man kann dem Verfasser der arigen kleinen Geschichte nur den Rat geben, daß er die Bankverwaltung von Monte Carlo einzuladen. Die Bankverwaltung ist nicht unbauhar und wird ihn sicher honorieren, wenn nicht in bar, dann doch zum mindesten mit einem hüßlich monetarischen Orden, — und den hat er recht verdient...“